

Die Zeitschrift

Nr. 51

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Aus dem Leben einer Einsamen.

Von Elie Krühöffer.

(Fortsetzung.)

Noch nun ertrage ich es nicht länger, sieh doch, wie elend und krank ich bin; habe Erbarmen! Ich will ihn lieben mit aller Kraft meines Vaterherzens, ich will aus ihm einen starken, guten Menschen erziehen, der an Dir gut machen wird, was ich gefehlt. Alle Wege stehen ihm offen, seinen Geist, jede seiner Anlagen auszubilden. In dieser Umgebung würde er nur verkümmern!

Gib ihn mir! Seine ganze Zukunft steht auf dem Spiele! Bedenke, wenn er Dir einst Vorwürfe machte, daß Du Dich ihm in dieser Stunde in den Weg gestellt! Überwinde Dein Herz um seinetwillen, laß ihn mit mir gehen; es ist zu seinem Glück!"

Angst und Grauen haben mich gepackt; ich höre die liebe, die fliehende Stimme, die in Schmerz und Leidenschaft bebte. Ich fühle, wie alle Schmach, alle Schande, die er auf mich gehäuft, die er mich allein hat tragen lassen, versinkt. Mein Herz erzittert.

„Nein, nein, ich kann nicht, ich

kann nicht! Soll ich denn ganz versinken in diesem Abgrund der Einsamkeit? Mein Kind! Mein Einziges, Liebes auf Erden! Auch das

noch will er mir nehmen! Wild riß ich Dich an mich. Dich aus meinen Armen los.

„Ich kann nicht!“
Du aber machtest
„Mütterchen,
warum weint der
fremde Mann?
Mannst Du ihn
nicht trösten?“

Und Du gingst zu ihm und legtest ihm beide Arme um den Hals, und er küßte Dich, wie nur ein Vater seinen verlorenen, wiedergefundenen Sohn küßt. Da sah ich die leuchtende Zukunft, ich sah den Weg, den Du nur an seiner Hand beschreiten konntest. . . Und ich trat zurück und gab Dir die Bahn frei zur Höhe.

Eine Zeile von meiner Hand hat er noch erhalten.

„Wenn mein Sohn nach seiner Mutter fragt, sage ihm, sie sei tot!“

Und wieder machte ich mich heimatlos, ich floh -- vor Dir, mein Kind! Deine Mutter war nun ein Flecken auf Deinem Namen geworden, auf dem reinen Namen Deines Vaters, den Du jetzt trugst. Niemals sollte Dir die



A. Piccini: Auf dem Weihnachtsmarkt.

Schamröte bei ihrem Anblick ins Gesicht steigen, denn welche Scham brennt so verzehrend, so lötlisch heiß wie die Scham um die Mutter? —

In einer fernem Stadt brach ich zusammen. Eine schwere Krankheit hielt meinen Geist wochenlang unmachtet. Als ich dann leise und langsam ins Leben zurückdämmerte und die grauliche Einsamkeit meines Daseins begriff, glaubte ich wahnsinnig zu werden. Ich wartete lässlich auf den Tod, er kam nicht, und ihn zu suchen, war ich zu müde geworden.

Als ich das Krankenhaus verlassen hatte, gab man mir Arbeit; ich nähte von früh bis spät und reichte Stuch an Stuch wie Perlen, freudlos, gedankenlos. Nur zuweilen bäumte sich das gemarterte Herz in wilder Qual, dann sprach der Kopf:

„Sei ruhig, Du darfst nun nie mehr in dein Leben treten, dein Dasein ist festgefügt, Du würdest es zertrümmern. Sei stark und still, Du wirst ihn nie mehr sehen, nur denken, denken darfst Du an ihn, immer, Tag und Nacht.“ und ich baute Dir in meinem Herzen einen Tempel.

Zufällig hörte ich dann einmal, daß Dein Vater wenige Monate nach unserer letzten Begegnung gestorben sei. Er hatte Dich zum Erben seines Vermögens gemacht und Deine Erziehung in die Hand seiner klugen, gütigen Mutter gelegt. Das war die letzte Nachricht aus Deiner Welt, die mich noch erreichte, aber ich war zu stumpf geworden. Der Tod meines Angedgeliebten traf mich nicht mehr.

*

Wochen, Monate, Jahre sind vergangen, viele, viele, ich zähle sie lange nicht mehr. Ich bin alt geworden, aber der Tod will mich immer noch nicht, und ich warte so sehnsüchtig auf ihn wie ein Mädchen auf ihren Liebsten. Oder — sollte ich noch auf etwas Anderes warten?

Mein Leben ist grau und ereignislos; immer die gleichen, traurigen, hoffnungslosen Gedanken. Wie langsam das Leben schleicht, wie dumpf und bleiern die Einsamkeit auf meiner Brust lastet! Zur Arbeit greife ich immer wieder, um die entsetzliche Dede um mich her und die allzeit rufende Stimme meiner Sehnsucht zu ersticken.

Doch wenn es Abend geworden und ich auf mein Lager sinke, dann lächle ich vor mich hin, denn leise, leise naht ein holder Traum.

Ich sitze neben meinem Sohne, und er hält mich umschlungen, ich beuge mich tief zu ihm herab und drücke seinen blonden Kopf an meine Brust. Ich fühle, wie seine zärtlichen Augen mich liebosen, und ich küsse sein blühendes Anabengesicht, und er flüstert immer nur: „Mutter, Mutter, Mutter!“

O süßer Traum, o grauenvolles Erwachen! Der Schlaf flieht mich, und wieder kriecht die Einsamkeit auf mich heran wie ein eiskaltes, grausiges Ungeheuer und schlägt die Krallen in mein armes Herz. . . .

Wie mag er wohl aussehen? Er ist ein Mann geworden, ein guter, starker Mensch, wie es sein Vater mir einst versprach! Ob er sich wohl eine Erinnerung an seine erste Kindheit erhalten hat! Ist das Bild der Mutter, mein Bild, ganz untergegangen in dem Glanz und Reichtum der neuen Umgebung? Aber mein Bild sollte ja auch ausgelöscht sein aus seinem Leben, ich bin lange tot für ihn, und ich habe es selbst so gewollt.

*

Ach mein Sohn, tausend Schmerzen leide ich täglich um Dich, und Du ahnst nicht einmal, daß ich lebe, daß in einem fernem Weltwinkel ein Mutterherz für Dich schlägt, heiß und stark! Ich verzehre mich nach einem zärtlichen Wort aus Deiner Munde, einem warmen Blick — und Du weißt es nicht, wirst es niemals wissen. Zu schwer dünkt mich dies Los für ein Menschenherz, unfaßbar schier für mein armes Hirn. Und meine Sehnsucht ist mein starker Freund;

sie hält meinen hilflosen Körper aufrecht, sie gibt meinem Geist Klarheit und Frische; sie nähert sich von meinem Herzblut und wächst immer mehr empor; bis sie, stark und mächtig, einen kühnen Entschluß gebiert.

Was ist es denn, was mich nicht sterben läßt? Was hält mich an dies elende Leben gefesselt mit starker Kraft? Was half mir die jahrelange, grauenvolle Einsamkeit tragen, ohne daß der Wahnsinn mein Hirn umschlang? Was brennt und flackert tief innen als winziges Flämmchen? Die Hoffnung!

Ich muß Dich vor meinem Tode noch einmal sehen! Einmal noch will ich dem Schicksal einen glücklichen Augenblick abringen, einmal noch einen tiefen Trunk tun nach jahrelangem Durst. Ich will und ich kann!

Lange hatte sich dieser Entschluß vorbereitet, doch als er plötzlich so klipp und klar vor mir stand, erschrak ich tief.

Nun wollte ich nicht mehr sterben; mein Wille schien mir stärker als das heintückische Schicksal. Ich fürchtete das Wiedersehen nicht mehr; Du, der Ahnungslose solltest meine Existenz gar nicht bemerken. Nur leben, leben wollte ich Dich — und sei es auch nur ein einziges Mal von fern.

*

Meine Ersparnisse reichten zu einer Ueberfiedelung in meine Heimatstadt; dort mietete ich mir eine kleine, bescheidene Wohnung.

Nun bin ich in Deiner Nähe, mein Sohn, nun atme ich dieselbe Luft, die auch Du atmest!

In meinem Herzen wohnt eine große, feierliche Erwartung, jeden Augenblick glaube ich Dir gegenüber zu stehen, ich weiß genau, daß ich Dich sofort erkennen werde.

Nimmer denke ich an Dich, Du verläßt mich nie! Wenn ich durch die Straßen schleiche, eng an die Häuser gedrückt, und der Föhn mir den dünnen Wollrock gegen die alten Glieder peitscht — suche ich Dich; ich sehe jedem Wagen nach, der leicht an mir vorbeirrollt und hoffe, Dich darin zu sehen. Wenn ich die unzähligen, schmalen Stufen zu meiner Wohnung emporklimme, vorbei an dunklen Armeleutenwohnungen — dann denke ich an Dich, dann stelle ich mir vor, was Du empfinden würdest, wenn Du Deine Mutter in dieser Umgebung wüßtest!

Ich denke an Dich, wenn ich ermattet auf einen Stuhl sinke und meine Arbeit wieder aufnehme. Ich weine, daß der anstrengende Weg durch die Straßen wieder erfolglos geblieben. „Wann endlich werde ich Dich sehen?“

Ich werde nur noch von einer einzigen Idee beherrscht, und doch sehe ich keinen Weg zum Ziele; und schon ist es Frühling geworden, und ich habe Dich noch immer nicht gesehen.

*

Durch das Fenster meines Stübchens habe ich einen herrlichen Blick. Steil unter mir gähnt ein dumpfiger, modriger Hof, in dem sich blasse, freudlose Kinder balgen. Aber jenseits der hohen Mauer breitet es sich wie ein stilles Paradies, so hell und sonnig, so frisch und grün, blühend und duftend.

Durch die Bäume leuchtet eine Villa in weißer Bornehmheit herüber, reiche Menschen müssen dort wohnen.

*

Heute abend stand die Sonne tiefglühend über dem schimmernden Dach der Villa; ich schaute still in die goldige, gleichende Welt hinein und sah und genoß die Schönheit mit allen Sinnen, und warm und sehnsüchtig rieselte mir das Blut durch den Körper. Mir war, als müsse heute der Langertwartete, Heißersehnte vor mich hintreten.

Die Blätter der Blüthe schimmerten grüngolden, in tiefster Farbeglut brannte jede Blüte der scheidenden Sonne entgegen, wie in Entzücken schwiegen alle Vögel; gleich einem purpurnen Bande schlang sich der Weg um die Bette.

Da trat aus dem weißen Hause ein Mann und schritt die Stufen hinab, den purpurnen Weg entlang. Er trug den Kopf hoch und frei, seine Haltung und Gebärde zeigten ruhige, beherrschte Kraft. Die Sonne umspann seine Gestalt mit goldenen Fäden, so daß er aussah, als ginge Licht von ihm aus.

Langsam näherte er sich, tief beugte ich mich herab. Da legte er den Kopf in den Nacken und strich sich leicht über das Haar. Ich saul zusammen, bebend, halb bewußtlos — der Mann, der dort unten stand, das warst Du, Du!

— Als ich zu mir kam, durchströmte mich ein heißes Glücksgefühl. Was sind Jahre der Entbehrung, gemessen an solch einem Augenblick! Nur wer so wie ich gedarrt, kann so wie ich genießen!

„Mein Sohn, mein Sohn! Schön und stark und doch mein Sohn, der Sohn einer schwachen Mutter! Reich und mächtig, und doch mein Sohn, der Sohn eines verachteten, verstoßenen Weibes! Du bist ein Mann geworden, ein ganzer Mann, das spricht aus jeder ruhigen Gebärde, aus dem freien, glückigen Mund mit dem Du ins Leben hineinschaust.“

Dies alles habe ich erkannt in dem eben kurzen Augenblick, ich fühle, Du hast gehalten was Dein Vater mir einst versprach in der meistigsten Stunde meines Lebens. Diese Erkenntnis wiegt allen Schmerz meines Lebens an.

*

Ich sehe Dich täglich und beobachte Dich soviel mir irgend möglich ist. Du ich, ich glücklich zu sein! Dein junges Weib und Dein beiden Kinder hängen mit zärtlicher Liebe an Dir. Die Tränen der Nüchternung treten mir oftmals in die Augen, wenn ich sehe, wie trübselig sie in der Dämmerstunde auf Dich warten. Sie spähen aufmerksam nach Dir aus, und wenn ich Dich erblicke, stürmen sie Dir bis zum Gartentor entgegen. Deine Frau wird in ihrer Freude wieder zum Kinde mit ihren Kindern. Und Du schließt sie dann alle drei auf einmal in Deine Arme, und auf Deinen Augen liegt ein warmer, weicher Glücksschimmer.

Nichts scheint an Deinem Glücke zu fehlen, und ich sehe stolz und zufrieden auf Euch herab mit echten, rechten Großmuttergefühlen — und was schadet es schließlich, daß mein Fensterplatz nicht in Deinem weißen Hause ist, sondern im höchsten Stockwerk einer Mietskasernen?

Ich beobachte das Leben und Treiben in der weißen Villa vom ersten Rauchwülfchen an das sich über dem Schornstein kränzelt. Das letzte Licht, das in der breiten Fensterfront erlischt, ist grünlich verschleiert, und obwohl es mir niemand gesagt hat, weiß ich doch, daß es Deine Arbeitslampe ist, die bis spät in die Nacht hinein brennt. Sie leuchtet so still und friedlich zu mir herüber und wirft einen schillernden Reflex auf den Rasen.

Wie magnetisch hält der grüne Lichtfleck meine Augen fest, und in meinem Geiste sehe ich Dich vor Deinem Schreibtisch sitzen, den Kopf in die Hand gestützt. Arbeitest Du? Oder weilen Deine Gedanken in der Vergangenheit, die verschwommenen Bilder der ersten Kindheit festhaltend — und darin vielleicht eine Gestalt suchend? —

Mein Sohn, wenn ich das wüßte . . .

Wenn ich wüßte, daß Dir zuweilen, viel leicht beim Anblick Deiner eigenen Kinder, das Bewußtsein schmerzlich aufsteige, daß Du um das Beste auf Erden, um die Liebe Deiner Mutter betrogen worden bist!

Wenn ich wüßte, daß Dich manchmal ein heiße Sehnsucht packt, einmal, ein einziges Mal nur den Kopf in Deiner Mutter Schoss zu bergen! — Wenn ich wüßte, daß Du Jenseits hegst über ihr Schicksal, sie nicht totalauben, — vielleicht sogar hoffst . . .

O, dann würde ich kommen; dann würde ich in der kurzen Zeit, die mir noch zum Leben

bleibt, alles nachholen, was ich verkannt, ich würde zu Dir kommen und sagen:

„Hier bin ich, Deine schuldbeladene Mutter, die ihre Buße getragen hat bis jetzt, und die nichts will, als einmal noch warm werden an Deiner Brust, die nicht allein sterben kann, weil sie so lange schon allein gelebt. Sie kommt und bittet, sie bittet um Deine Verzeihung!“

Und Du würdest Deine starken Arme um mich legen und mich nie mehr von Dir lassen, und mein Fensterplatz wäre in Deinem weißen Hause, und meine Enkel kletterten auf meinen Knien, und mein geliebter Sohn drückte mir die Augen zu.

Dies ist mein Traum, bis Deine Lampe erlischt, erst wenn es drüben dunkel geworden ist, suche ich mein Lager auf, dann weiß ich, daß auch Du zur Ruhe gegangen bist.

Und der süße Traum umspinnt mich die ganze Nacht mit goldenen Fäden, muß es denn ein Traum bleiben, kann es nicht süße, festliche Wirklichkeit werden?

Wenn das möglich wäre! Mir schwindelt bei dem Gedanken, wenn Du verzeihen könntest!

Warum sollte es nicht möglich sein? Bin ich denn nicht Deine Mutter, trotz allem, und Du mein einziger, heißgeliebter Sohn?

Die Hoffnung reckt die Flügel und fliegt hoch empor - hinüber zu Dir! . . .

Einen ganzen Tag gehe ich beseligt umher, ich fühle mich getragen von einer starken Hoffnung. Ich werde neben meinem Sohne sitzen, ich werde seine Hand halten, mit meinen Blicken sein liebes Gesicht streicheln. Und von seinen Lippen werde ich das süße Wort hören, nach dem ich mich so leidenschaftlich sehne: „Mutter, Mutter.“

Doch mit der Nacht kommen mir böse Gedanken, heimtückisch überfallen mich quälende Zweifel.

Wird er mich auch so aufnehmen, wie ich es erträume? Kennt er denn den dunklen Flecken auf seiner Ehre? Gewiß hat er sich längst schon mit dem Tode seiner Mutter abgefunden und entbehrt in seiner glücklichen Ehe ihre Liebe nicht. Und nun soll ich kommen und soll dem Abnunglosen den Schleier vom Auge reißen, soll ihm wunderbarlich lehren, Vater und Mutter zu verachten? Wie, wenn ihm die Scham bei meinem Geständnis die Wangen färbte!

Vielleicht kennt niemand mehr die alte Geschichte, oder die wenigen, die wohl noch darum wissen, schweigen jetzt. . . .

Aber wenn er die Mutter in sein Haus nähme, die Mutter, von deren Existenz niemand geahnt, wie sollte er da bestehen vor der Welt, wie den Fragen von Weib und Kind begegnen?

Passen denn überhaupt noch in seine Umgebung? Ich komme aus einer ganz anderen, sonnenlosen Welt. Wird seine Frau, die stolze Patriziertochter, die arme Weisnäherin anerkennen? Werden sich meine Enkel nicht vor meinem alten verrunzelten Gesicht, vor meinen verarbeiteten nichtgekrümmten Händen fürchten?

Er würde die erstarrten Gesichter seiner Freunde sehen, das höhnische Gezischel der Dienstboten könnte ihm nicht entgehen. Durch die ganze Stadt würde die Erzählung meiner Geschichte laufen, von rohen Händen schonungslos ans Licht gezerrt: die Sünde und das Glück meines Lebens. Belacht und besprochen von skandalisierenden Menschen.

Und das Haupt, das Du so frei und stolz getragen, mein Sohn, sollte sich biegen um meinethwillen? Und Dein Auge, das jedem frei ins Angesicht geschaut, sollte nun den Boden suchen? -

Nein, tausendmal nein! Du sollst nicht durch Stimmen aus der Vergangenheit aus Deinem inneren Gleichgewicht geschleudert werden. Ich gehöre dieser Vergangenheit, Du der

Zukunft - uns führt keine Brücke mehr zusammen!

Und so habe ich denn meinen Entschluß gefaßt: auch auf dies letzte Glied will ich verzichten, auf Deine Verzeihung, Deine Liebe. Nie, nie werde ich Deine Hand halten, nie Deine Stimme hören und das Wort, nach dem sich mein Herz verzehrt. Nur diese Mütter werden zu Dir sprechen - wenn ich nicht mehr bin.

(Schluß folgt.)

28

Sind Tiere nervös?

Von Th. Zell.

Der Mensch ist gern geneigt, nach verwandten Erscheinungen in der Tierwelt zu spähen; daher scheint es dem Großstädter gar nicht auffallend zu sein, daß auch Tiere nervös werden. So durchlief vor einiger Zeit die Zeitungen folgende Nachricht: Zebras als Reit- und Jagdtiere. Aus London wird berichtet: Im Londoner zoologischen Garten macht man jetzt Versuche, zwei Zebras zu zähmen, damit die Kinder darauf reiten können. Eine große Erfahrung im Zähmen von Zebras hat Walter Rothschild, der bereits in den Straßen Londons mit einem Gespann von vier Zebras gefahren ist. Er zweifelt nicht daran, daß man zum Ziel gelangen wird, und er erzählte einem Berichterstatter: Vor drei oder vier Jahren zähmte ich vier Zebras, aber das waren die wilden, kleinen südafrikanischen Tiere, die viel unbeherrschter wie die Grevy oder abessinischen Zebras im zoologischen Garten sind. Sicherlich stoßen und beißen die Zebras zunächst sehr wütend, aber ich fand, daß sie das alles aus Durecht taten. Alle Pferdearten sind von Natur nervös, und das Zebra ist von allen am furchtsamsten. Erst muß man die Tiere überzeugen, daß sie nichts zu fürchten haben; dann lassen sie einen näher kommen und sich anfassen. Wissen sie erst, daß es gefahrlos ist, so haben sie es sogar gern, aber sie kommen nie ganz über ihre natürliche Nervosität hinweg! Auch der Afrikareisende Fred Baillie schließt sich dieser Meinung Rothschilds an. Da er schon seit längerem davon überzeugt war, daß sich das Zebra als Last- und Jagdtier eigne, erwarb er eine Konzession auf 60 000 Acres Land mitten in Britisch-Ostafrika. Dort hat er die britische „Ostafrikanische Zebra-Manch“ errichtet, deren Hauptquartier in Nairobi und deren Zweiggeschäft in London ist. Wer jetzt also einen Auftrag gibt, kann nach einem halben Jahre gut dressierte, gelehrige Zebras bekommen, die einspännig oder zweispännig gehen. Baillie glaubt, daß das Zebra besonders als Lasttier eine große Zukunft haben wird. Auch die indische Regierung stellt jetzt Versuche mit Zebras an, um sie zu militärischen Transporten zu gebrauchen. Der schlimmste Fehler der Zebras ist, daß sie ihren Reiter in die Beine beißen. Dagegen schützt man sich am besten durch ein stählernes Schutzblech, und wenn das Zebra erst einmal danach geschnappt hat, wiederholt es den Versuch nie wieder.

Von unseren Pferden wird allgemein gesagt, sie seien nervös, und da wäre der Gedankengang vielleicht der, daß sie, wie manche Kulturtiere, im Laufe der Zeit degeneriert seien. Aber das frisch eingefangene Zebra, das bisher als freies Tier in den afrikanischen Ebenen hauste, kann doch unmöglich an einer Kulturkrankheit leiden! Arbeiten denn unsere Pferde mit dem Kropf? Gewiß nicht, am allerwenigsten das Zebra in der Freiheit. Sind unsere Kühe und Schweine nervös? Das Gegenteil scheint eher der Fall zu sein, auch habe ich noch niemals von einer dergleichen Be-

hauptung etwas gehört. Wie finden wir den Schlüssel zu einer Erklärung für die angebliche Nervosität des Pferdes und seiner wilden Stammesgenossen? Es ist merkwürdig, daß wir gerichtliche Vorurteile vielfach da treiben, wo sie herzlich gleichgültig sind, umgekehrt sie aber da unterlassen, wo sie unbedingt erforderlich sind, nämlich zum Verständnis der Tierwelt. Wir werden das Verhalten eines Tieres niemals begreifen, wenn wir uns nicht in seine frühere Lage als freies Tier hineinversetzen. Auch in der Tierwelt ist selbstverständlich der Kampf ums Dasein überaus heftig. Die Raubtiere haben Hunger und wollen von den Pflanzentressern leben, letztere verspüren aber wenig Neigung, sich ohne weiteres verpeisen zu lassen; was tun sie also? entweder fliehen sie oder sie verteidigen sich. Die Pflanzentresser zerfallen also in wehrhafte wie Nashorn, Mink, Wildschwein, Eich, Gorilla, Pavian usw. und in fliehende wie Pferd, die meisten Antilopen, Hirsch, Reh, Schaf usw. Fliehende habe ich die letztgedachten Pflanzentresser genannt, weil sie im allgemeinen fliehen. Das geschieht natürlich nicht aus, daß sie nicht bloß untereinander, sondern auch gegen kleine Feinde kämpfen. So geht der Hengst mutig auf den einzelnen Wolf los, die Hinde verkronmett Meise mit den Länzen, falls er Appetit auf ihr Milch belundet usw. Auch die Raubtiere zerfallen in zwei Klassen, nämlich Raubtiere, die durch andauerndes Laufen ihre Beute einholen, z. B. gewisse Wolfarten, wilde Hunde, Hyänenhunde usw., oder Schleichraubtiere, wozu alle Stauarten gehören, also Löwe, Tiger, Leopard, Luchs usw. Da das anhaltende Laufen eine langweilige Sache ist, so ist es auch einem Raubtier, wie z. B. dem Wolf, sehr lieb, wenn er einen Pflanzentresser beschleichen kann.

Es liegt nun auf der Hand, daß die Gedanken eines fliehenden und eines wehrhaften Pflanzentressers grundverschieden sein müssen. Wird der erstgenannte von einem Raubtier überfallen, so ist er gewöhnlich rettungslos verloren, der zweite dagegen nur dann, wenn er seine Waffen nicht gebrauchen kann. In unzähligen Fällen hat z. B. der riesenstarke Stier büffel einen Löwen, der ihn auf den Rücken gesprungen war, wieder abgeschüttelt - möglicherweise ihn sogar totgetrampelt. Der Tiger muß seinen Angriff auf einen Wildbeber oft mit dem Leben bezahlen. Mink und Schwein wissen sich also zu wehren, und deshalb sind sie wenig furchtsam, geschweige denn nervös. Dagegen ist das Pferd als fliehender Pflanzentresser von Natur furchtsam, aber durchaus nicht nervös. Ein Spion, z. B. ein Indianer, der sich im feindlichen Lande befindet und überall Ausschau hält, bei jedem Laute zusammenfährt, ist mit Recht furchtsam, aber doch nicht nervös. Genau ebenso ist es mit dem Verbrecher. Der nervöse Kulturmenschen erschrickt grundlos bei Geräuschen, kann überhaupt andauernden Lärm nicht vertragen; der Spion, der Verbrecher, der fliehende Pflanzentresser erschrecken aus kristallen Gründen. Wissen sie sich in Sicherheit, so können sie die ohrenbetäubendste Musik, die einen krankhaft nervösen Menschen rasend machen würde, mit Wonne anhören. Pferde können sich fortwährend an dem Klaffen ihrer Ketten erfreuen, Brüllaffen, die ebenfalls fliehende Pflanzentresser sind, verausachen sich an einer Musik, die selbst einen normalen Menschen zur Flucht treibt. Zebra wie Pferd sind also im medizinischen Sinne absolut nicht nervös, sie sind nur mit Recht furchtsam, weil sie sich ihr ganzes Leben lang beständig vor ihren Feinden in acht nehmen müssen. Der Hauptfeind des Zebras ist der Löwe, der Leopard wagt sich im allgemeinen nur an junge Tiere. Beide Schleichraubtiere sind ständig auf ihren Fersen und erspähen die Gelegenheit, ein Tigerpferd zu überfallen. An den Tränken lauert das

Krokodil, schließlich muß noch des schlimmsten Feindes, des Menschen, gedacht werden. M. Böhm und v. Wissmann haben besonders hervor, daß der Löwe beständig die Zebras verfolgt. Vetterer schreibt: Der grimmigste Feind des Zebras scheint der Löwe zu sein, und dieser Umstand mag der Grund hierfür sein, daß sie beim Erscheinen des Feindes so kopflos werden, daß das große Raubtier sich schon auf ein Stück geworfen hat, bevor sich die Herde zur Flucht entschließt.

Bedenkt man, daß die Vorktern unseres Pferdes stets in dieser ständigen Angst vor einem Ueberfall gelebt haben, so ist uns das Verhalten unseres wertvollsten Haustieres um vieles verständlicher. Sehr wichtig ist die alte Regel: man soll in keinen dunklen Stall treten, ohne das Pferd vorher angesprochen zu haben; es soll wissen, ihm droht kein Feind, damit es nicht aus Angst losschlägt, denn seine natürlichen Waffen gegen geringere Raubtiere, d. h. also Hupe und Gebiß, wird es selbstverständlich zur Anwendung bringen. Unser Pferd hat im allgemeinen verlernt, sich mit dem Gebiß zu verteidigen. Nur die Manfkörbe bei einzelnen Pferden zeigen uns, daß hier der Ahnen Waffen noch in Ehren gehalten werden. Einen interessanten Kampf zwischen einem Hauspferde und einem Tarpan, d. h. einem wilden oder verwilderten Pferde schildert Gmelin. Ein Tarpan erblickte einmal einen zahmen Hengst mit zahmen Stuten. Nur um die letzteren war es ihm zu tun; weil aber der erste nicht damit zufrieden sein wollte, so gerieten beide in heftigen Streit. Der zahme Hengst wehrte sich mit den Füßen, der wilde aber biß seinen Feind mit den Zähnen, brachte es auch, aller Gegenwehrung ungeachtet, so weit, daß er ihn tot biß und sodann seine verlangten Stuten mit sich nehmen konnte.

Daß das Zebra beißt, ist also etwas ganz naturgemäßes; es muß ihm das ebenso mit der Zeit abgewöhnt werden, wie wir es bei unseren Pferden gemacht haben, indem wir z. B. die bissigsten von der Bucht anschlössen. Gegenwärtig man sich die fortwährende Angst eines fliehenden Pflanzenfressers vor einem plötzlichen Ueberfall, so wird uns folgender Vorfall, der unlängst in der „Deutschen Jägerzeitung“ veröffentlicht wurde, durchaus verständlich.

Ein seltsames Vorkommnis. Am Sonntag, den 28. Februar, mittags gegen 12 Uhr, ging ich an einem Waldbrande entlang. Etwa 150 bis 200 Gänge vor mir stand auf dem Roggenfeld eine Rinde mit zwei Schmalreben: die Rebe ließen sich, da hier sehr vertraut, gar nicht durch meine Anwesenheit stören. Ich blieb stehen, um sie zu beobachten. In diesem Augenblicke strich vom Walde her eine Krähe über mir fort. Schnelligst das Gewehr von der Schulter gerissen und Dampf auf die Graue gemacht! Es war sehr hoch. Entschieden hatte die Krähe aber etwas abbekommen; sie strich in der Richtung auf die Rebe weiter. Ich beobachtete sie, gleichzeitig sah ich aber auch, daß die drei Rebe nach mir hinäugten. Plötzlich verendete die Krähe hoch oben in der Luft und fiel gerade zwischen die Rebe, und zwar unmittelbar neben dem einen Schmalrebe kam sie zur Erde. Nun geschah etwas ganz Unerwartetes. Das eine Schmalrebe war zur Erde gestürzt und lag ganz regungslos. Die Rinde aber und das andere Schmalrebe machten einen riesigen „Schlußsprung auf der Stelle“, blieben dann mit vorgestreckten Köpfen stehen und äugten entweder die Krähe oder das liegende Schmalrebe an. Nach etwa einer Minute — solange dauerte die Erstarrung, wie ich es nennen möchte, — kam das Schmalrebe auf die Läufe, und alle drei Rebe nahmen den Waldsaum an, und zwar mit langen Fluchten. Auf etwa zwei Schritte vor mir wechselten sie in den Wald. Was mag nun wohl

die Ursache gewesen sein, daß das eine Schmalrebe zur Erde stürzte? Was war ferner wohl die Ursache, daß mich die Rebe, nachdem sie mich doch kurz vorher angeknallt hatten, gewissermaßen annahmen?

Nach unseren Ausführungen dürfte die Erklärung nicht schwer sein. Auch das Reh ist ein fliehender Pflanzenfresser, und seine Vorfahren sind bei uns jahrtausendlang in steter Angst gewesen, daß sie ein Luchs oder ein Wolf plötzlich überfällt. Selbst Meiseke soll sich an lagernde Rebe wagen. So begreift man denn, daß jeder ungeahnte Fall eines Körpers ein Reh aufs äußerste erschrecken kann. Diese große Angst hat sie auch veranlaßt, auf den Beobachter zuzulaufen. Aus demselben Grunde sind auch unsere Stubenvögel bei jeder plötzlichen Bewegung der Hand sehr erschrocken. Auch sie wissen zu gut aus Erfahrung, daß in der Freiheit die kleinen Schleichraubtiere, wie Staben, Warden, Mäus, Wiesel usw., beständig einen Ueberfall gegen sie planen.

Wie anders benimmt sich ein wehrhafter Pflanzenfresser, z. B. ein Stier, gegen seine Feinde. v. Wissmann schildert z. B. folgenden Vorfall, den er mit seinem Reitstier in Afrika erlebte: Er war ein mutiges Tier, bes die Witterung keines großen Wildes aus der Fassung brachte. Hatte er sich doch einmal losgerissen und, bei Nacht aus dem Lager ins Freie stürmend, und in einen dicken Busch einbrechend, nach der Fährte zu rechnen, einen sehr starken Leopard oder eine Löwin unter wütendem Gebrüll in die Flucht geschlagen.

Unser Ergebnis ist also folgendes: keines von unseren Haustieren ist nervös, soweit es sich nicht um fränke, verzärtelte oder überzüchtete Exemplare handelt; Rind und Schwein sind nicht einmal furchsam. Pferd und Zebra heissen jedoch die ihnen durch Jahrtausende eingeprägte, durchaus berechtigete Furcht vor einem Ueberfall durch Schleichraubtiere.

Weihnachtsbräuche und -Spiele.

Von Ernst Kreowski.

Es ist eigentlich Anachronismus, im aufgeklärten sozialistischen Zeitalter noch von Bräuchen und Spielen zu reden, die unsere Väter entzückt haben. Indessen steckt doch kein kirchliches Fest so tief im Volksgemüt, wie gerade Weihnachten und die Zeit unmittelbar nachher; aus diesem Grunde lohnt es sich denn schon, Gelegenheit zu einer Betrachtung zu nehmen. Wichtig und interessanter jedoch erscheint eine Untersuchung über den Ursprung des Weihnachtsfestes sowie seiner Festlichkeiten und Spiele. Daß sie alle, mit Ausnahme der christkatholischen Mythen, aus dem Schoße des heidnischen Germanentums hervorgegangen sind, entspricht den historischen Tatsachen. Die Kirche ließ das Volk bei seinen ererbten Ueberlieferungen und setzte nur allmählich an Stelle der heidnischen Natursymbole biblische Gottheiten. Zwar bestrebte sie sich dann, mit Feuers und Schwertes Gewalt den alten Volksglauben anzuzerren; aber das gelang ihr nie, weil, was im Geiste und Gemütsleben wurzelt, gar nimmer zu vertilgen möglich ist. So nahm sie denn auch sämtliche Gestalten auf, welche durch die Dämmerung der Adventabende und Zwölf- oder auch Rauhnächte icksleichen. Es sind verschiedenartige Wesen: in Norddeutschland altheidnische Götter, unter ihnen verriert eine Gestalt aus der Schar der Kirchenheiligen; im Süden und dessen Grenzgebieten die lebendig gewordenen Bilder der biblischen Geschichte; mitten unter ihnen tauchen aber alte Heiden auf und gemahnen an die gestürzte Dynastie, deren Reich die kirchliche Christenheit eroberte und die früher zu solcher

Zeit die Länder durchzogen. Die Wahrnehmung, daß in den Adventen und den zwölf Nächten Wesen des germanischen Heidentums auftraten, die Beobachtung, wie sich an diese Zeit abergläubische Meinungen knüpften, die nicht aus kirchlichen Dogmen entsprungen sein konnten, deuteten auf die vorchristliche Heiligkeit der Wintersonnenwende auch bei den deutschen Stämmen. Wenn die römischen Feste der Bacchanalien und Saturnalien der römischen Kirche ein Anlaß waren, das Fest der Geburt Christi Ende Dezember einzuführen, indem sie überdies durch die Ueberlieferung geleitet wurde, daß besagte Geburt wirklich in die Wintersonnenwende gefallen sei, so wurde damit eine Zeit gewählt, die auch den Germanen eine allbezügliche war. Das Fest des Witwinters oder Jul war bedingt durch den Ursprung der meisten religiösen Anschauungen aus dem Leben der Natur, durch die Entstehung der meisten und bedeutendsten Gottheiten als ideale Verkörperung natürlicher Kräfte. Eine Zeit also, welche wie der Witwinters einerseits den vollen Abschluß des alten, andererseits den Aufschluß des neuen Jahres in sich hält, mußte die vergöttlichten Naturkräfte in sich sammeln und zu ihrem großen Opferfeste werden. Es mußten ebensowohl die gottesdienstlichen Gebräuche des letzten Jahresdrittels in ihr verlaufen, wie die des ersten mit ihr anheben. So sehen wir in der Tat die Gebräuche des Herbstes und Frühlings in der Weihnachtszeit zusammenströmen. Bei den Germanen tritt Wotan als der die Felder segnende Gott auf; ihm gehören somit die Ernte- und Frühlingsopfer vor allem. Wotans Gattin Fricka oder Holda oder Verchta (die Brächtige), auch Frau Gode genannt, hatte natürlich an Wotans Tätigkeit und Ehre Teil; wir sehen sie daher namentlich in den Zwölften neben Wotan auftreten. Nach der vollen Bestellung des Winterfeldes, wenn die ganze Ernte unter Dach und Fach war, begann die heilige Zeit des Gollus. Da zog er auf seinem weißen Rosse durch das Land, empfing Opfer und gab Segen. Die Erinnerung an diesen Umzug Wotans haben viele deutsche Stämme bis in unsere Zeit hinein in der Darstellung des Schimmelreiters oder Weibhuts bewahrt. Er wurde in den verschiedenen Gegenden verschieden verkörpert und kam fast überall in Begleitung eines Bären. Dazu traten in Sachsen der Haserbrantigom, auf Uedom der Klapperbock, in der Mark die Feien. Der Schimmelreiter führte in einigen norddeutschen Gegenden den Namen Ruprecht; in Schlesien hieß er Josef, in Süddeutschland tritt er noch heute als der heilige Nikolaus auf. Die Mecklenburger nannten ihn den rauhen Klas, in anderen niederdeutschen Landstrichen heißt er auch Bullerklas, Achenklas. Bald kam er zu Hohenbald, aber auch als der kinderliebende Bischof im Ornate, und von einem Engel, im Chorhemde begleitet. Sein zweiter Begleiter in Österreich als Grampus; in Steiermark und Kärnten als Bartel, in Bayern als Klauhauf bekannt. In Obersteier zieht mit dem Nikolo die Habergais mit. Die Umzüge des Schimmelreiters, des Ruprecht, Martin, Nikolaus, der Verchta, sind die Vorspiele der Feier der zwölf Nächte. Die ganze Zeit, seitdem die Sonne ihren Wendepunkt erreichte, bis zu dem Tage, wo sie wieder vorwärts geht, — die zwölf Nächte, oder die Zwölften, Rauhnächte, Loßtage — war geheiligt; der Gerichtsfriede herrschte, alles ergab sich der festlichen Freude. Die Gottheit wachte über der Heilighaltung ihrer Zeit. Daher rührte auch wohl in den meisten Gegenden Deutschlands der Glaube her, daß in den Zwölften keine Arbeit vorgenommen werden dürfte usw., weil jede Uebertretung von den Göttern gestraft würde. Als Zeichen der festlichen Tage loderten die Feuer; und es entspricht dem altgermanischen



H. Baudouin del. A. Gelin

A. Andersen-Lundby: Der Wald im Weihnachtsfchmuck.

A. Gelin del.

Bräuche, wenn wir in Schweden und teilweise in Norwegen, auf Island, am Niederrhein den Weihnacht- oder Aufsehnern begegnen, in England noch heute den festlichen Stammeisern begegnen. Aus altheidnischen Zeiten sind auch der Tannenbaum, die Ausschmückung des Hauses mit Grün, sowie die Gaben (Äpfel und Nüsse) auf unsere Gegenwart gekommen. Eine Anzahl sinniger Bräuche und Spiele (Aufzüge) nicht minder; so in Steiermark am Stephanstag (26. Dezember) der Wittgang der Baunköniginnen, so in England die Aufführung des Schwert- oder Riesentanzes, der Kampf mit dem Drachen oder Georgspiel u. a. Auch das Verächtspringen in Schwaben und in den Alpen gehört hierher; ebenso die Vermummungen in allerlei Tiergestalten und die Verhüllung der Männer in Frauenkleidern. In der vorchristlichen Zeit wurzelte aber auch aller Aberglaube an Zauberkräfte und Wunderdinge. Daß er in die Christenheit hinüberwanderte, wandern konnte, geschah, weil die Geistlichkeit nichts gegen alte Sitten, Bräuche und Rechte, die nach ihrer Meinung dem neuen Glauben unschädlich waren, einwendete. Im Gegenteil, die Klerisei brachte dem Volke eine Schar anscheinend ähnlicher Bilder nebst Legenden und Geschichten zu, die den heidnischen nichts an Phantastik nachgaben. Solcherweise lenkte sie unmerklich den volkstümlichen Strom in ihr Gebiet; die alten Heidengötter wurden verfürcht, und unschädlich fristeten sie ihr Dasein fort.

Das alles gelang fast vollkommen durch die Zusammenlegung des christlichen Weihnachtsfestes mit dem Feste der heidnischen Winter Sonnenwende. Der Kirche mußte sich alles unterordnen. Freilich geschah das weniger im nördlichen, als im südlichen Deutschland, wo der Katholizismus vorherrschend war und bleiben sollte. Unmählich tauchen kirchliche Heilige und biblische Personen: Maria, Joseph, das Christkind, Engel, Petrus, Nikolaus auf. Der dichtende Geist des Volkes beschäftigte sich mehr und mehr mit ihnen. Das erhellt zunächst aus verschiedenen Kuprechtssprüchen. Bald begegnen wir in solchen Reimen Christus, Nikolaus, Petrus und dem Engel Gabriel; der Knecht Ruprecht ist auch dabei und spricht:

Ich bin der alte böse Mann,
Der alle Kinder freffen kann.
Ich Ruprecht hab auch was zu sagen,
Wie mir der heilige Geist hat aufgetragen,
Er mit seinen Engeln draußen,
Und ich will euch die Kolbe laufen.

Eins der ältesten ist das Christkindlied aus Niederschlesien, das bekanntermaßen anhebt:

Vom Himmel hoch da komm ich her,
Ich bring euch neue gute Mär,
Der guten Mär bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.

Man kennt noch mehrere andere aus der Gegend von Girsberg und Gagnau. Diesen schlesischen Adventspielen scheinen nach einer Anzeichnung Adolf Stöbers die elbischen gleich zu kommen. Es treten auch dort dieselben Personen auf. Zuverlässig rauchten die heidnischen Gebräuche des Mitwinters in großer Fülle den christlichen Priestern entgegen, als sie in Deutschland das Werk der Bekehrung begannen. Damals war das Weihnachtsfest schon zu einer großen Kirchenfeier geworden, und die Zeit war vorüber, in der man die leibliche Geburt unverhältnismäßig zurücksetzte gegen den leiblichen Tod, welcher die Geburt zum geistigen Leben sei. Nachdem zuerst in Ägypten und in Gallien die Geburt Christi gefeiert worden war, wurde das Weihnachtsfest von der abendländischen Kirche im 4. Jahrhundert eingeführt und von der morgenländischen bald angenommen, für die Adventfeier sprechen zuerst Zeugnisse aus dem 6. Jahrhundert; in Deutschland scheint sie erst im neunten Eingang gefunden zu haben, wenig-

stens auf der Synode von Mainz 813 wird die Adventfeier nicht unter den heiligen Zeiten aufgeführt. Bald darauf beginnt indessen das Kirchenjahr, welches bis dahin mit Ostern angefangen wurde, mit Weihnachten; und hiernach läßt sich schließen, daß fortan auch die Advente gefeiert wurden. Damit trat den Deutschen jener völlig ausgebildete Weihnachtszyklus der Kirche entgegen. Das hatte zur Folge, daß deren ernste, doch auch heitere gottesdienstliche Handlungen den Eindruck auf das Volk nicht verfehlen konnten. Aus dieser Feier ging die Ceremonie der Anbetung des Christkinds in der Krippe durch die Hirten hervor, wobei Wechselreden und Gesänge ertönten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß diesen streng kirchlichen Ceremonien sich sehr bald weltliche und kirchliche Gebräuche beigesellten. Sie blieben Jahrhunderte hindurch unangefochten, obwohl sie schon durch Augustin, dann 1210 durch Innocens III. untersagt wurden. Aber der Umstand, daß die Kölner Synode 1651 Anlaß nahm, dagegen ernstlich vorzugehen, zeigt, daß all jene Lustbarkeiten doch fortgewuchert hatten. Es sind Lustbarkeiten, welche die Schuljugend und besonders die Chorknaben trieben und denen sich Erwachsene beimischten, jener Brauch nämlich, wonach die Knaben sich am Nikolaustage einen Bischof wählten, der bis zum Tage der unschuldigen Kindlein in seiner Würde blieb und die kirchlichen Bräuche nachahmte, wobei es an Ver-spottung des ernstesten und Entweihung des geweihten nicht mangelte. Das war das Fest der Unterdiakonen oder wie es besser heißt: das Fest der Narren und das Eselsfest. Wohin dieser Gebrauch führte, bei dem alle kirchlichen Funktionen von Knaben vollzogen wurden, mag die Baseler Kirchenversammlung bezeugen, welche in ihrer 21. Sitzung verbot: „daß die einen in bischöfliche und priesterliche Gewänder gekleidet den Segen erteilen, andere sich als Könige und Fürsten verkleiden, andere verlarvt, und zwar alles in der Kirche.“ Am weitesten scheint das Narrenfest in England und Frankreich gediehen zu sein; besonders hier spielte der Esel Bileams seine Rolle in der Kirche und wurde auch vom Altar aus mit mancherlei derben Sprüchen begrüßt. Natürlich war die Klerisei eifersüchtig bestrebt, ihr Ansehen hochzuhalten, dagegen jede freiere Regung des Volkes mit draconischer Strenge auszurotten. Wiederholte Verbote, namentlich im Kölner Sprengel, beweisen das zur Genüge.

Um so schärfer und eifriger wurden die eigentlichen Ceremonien der Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande und anderer Kirchenschauspiele in lateinischer Sprache betrieben. Es sind mehrere davon auf uns gekommen. Sie befinden sich in zwei Freisinger, jetzt Münchner Handschriften aus dem 9. bis 11. Jahrhundert. Sie behandeln das Erscheinen der Magier vor Herodes und ihre Anbetung des Kindes, aber auch den Bethlehemitischen Kindermord und gleichen auch hierin den Mysterien von Orleans. Beide sind abwechselnd in lateinischer Kurzversen und Prosa geschrieben. Eine Erweiterung gibt ein Osterpiel des 12. Jahrhunderts aus Tegernsee, vor allem aber ein Weihnachtspiel von Benediktbeuren: darin wird Herodes vom Tode ereilt, dem Verwünschungen vorangegangen. Er wird „von den Würmern gefressen und von den Teufeln unter Frohlocken tot von seinem Throne genommen. Herodes Krone wird seinem Sohne Archilaus aufgesetzt. Als er regiert, erscheint in der Nacht dem Joseph der Engel. Die heilige Familie kehrt zurück. Dieser „Ludus de vativitate domini“ aus Benediktbeuren erinnert an das älteste Mysterium, welches die provençalische Literatur aufzuweisen hat: „Das Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen“ aus dem 11. Jahrhundert. Dies Spiel, das am 24. April 1322 von den Predigermonchen zu Eisenach vor dem Landgrafen Friedrich von Thüringen auf-

geführt wurde und „ihn in ein solches Verzagen stürzte, daß er starb“, muß den allegorisch-dogmatischen Darstellungen von Benediktbeuren, Tegernsee und der Provence nahe verwandt gewesen sein. Einmal durchgedrungen, konnte sich das parabolische Element in dem Weihnachtspiel ein sehr günstiges Feld bereiten, was denn auch geschehen ist. Gesünder, weil einfacher und nicht aus dogmatischer Abstraktion erwachsen, in das prophetische und das ihm nahverwandte historische Weihnachtspiel.

Da stoßen wir auch auf das erste deutsche Drama. Es wird in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts von St. Gallen aufbewahrt. Ihm folgten nun viele deutsche Weihnachtsspiele bis ins 16. Jahrhundert hinein. Im protestantischen Norden bemächtigten sich des geistlichen Dramas die Pfarrer und Schullehrer. Selbst Luther brachte sowohl den „guten ersten tapferen Tragödien“, als auch den „freien lieblichen gottseligen Komödien“ ein lebhaftes Gefühl entgegen. In den katholischen Landschaften aber wirkte die alte Tradition fort; andererseits suchte die katholische Geistlichkeit, besonders die Jesuiten, den reformatorischen Dramen konervative entgegenzustellen. Das 16. Jahrhundert hat demgemäß einen reichen Schatz geistlicher Schauspiele aufgehäuft, von dem freilich nicht allzuviel geblieben ist. Den Ursachen der Vernichtung nachzugehen, ist lehrreich. Bei der liberal religiösen Richtung, welche auch in diesen Dramen schon im 15. Jahrhundert, ganz besonders aber in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts drang, fielen sie in Oesterreich (und wohl auch in Bayern) der streng gehandhabten Zensur zum Opfer, die alle sektirerischen Bücher verfolgte und — das Dekret des Kaisers Ferdinand vom 25. Juli 1528 beweist es — auf ihren bloßen Besitz die Todesstrafe setzte. Von den „Landpfarrern, Sängern und Reimsprechern“ mündlich verbreitet, erlitten sie 1542 und 1552 in Oesterreich einen neuen harten Schlag. Vieles kam gar nicht zum Druck und ging verloren, wenn es nicht im Verborgenen fortlebte. Wie schon gesagt, sind die Weihnachtsspiele, welche gedruckt in den Bibliotheken zu Göttingen, Berlin und München vorliegen, doch groß an Zahl. Hans Sachs, M. Gryphius, Joh. Rist, Benedikt Edelpöck u. a. haben solche Komödien, Trost- und Schauspiele gedichtet. In Tirol, Bayern und den österreichischen Alpenländern treibt dieser Literaturzweig noch heute die ergößlichsten Blüten, ergößlich durch den derben Humor, der darin seine naive knollige Sprache redet. Daneben gehen seit Alters her die Hirtenlieder. Solcher unerlöschlich fließt dieser Born. Immer neue Ausgrabungen werden gemacht. Erst vor Jahresfrist veröffentlichte der Tiroler „Kunstfreund“ einige Weihnachts- und Hirtenlieder, von denen hier das älteste nach einer Handschrift vom Jahre 1775 folgen mag:

Heut hat mi a schians Engeln verschickt,
Es hat mi just vom Schlaf aufgeweckt,
Heut bei der Nacht hab ich gewacht,
Hab ihn g'schaut an.
Das war a Bua! Schian war er gnuat!
Jak kenn i ihn schua.

Der Engel, der war voller Glück,
Dieweil ihn der Himmel hat g'schickt.
Sagt g'schwind zu mir: Gott ist allhier
Als ein kleines Kind,
Drunten im Thal, dorten im Stall,
Der so schian brunt.

Ast gias'n mar und wed'n die Lent,
I sag und erzähl die Freund',
Al giah'n mar g'schwind zu diesem Kind,
Betens fein an.
Sing g'schwind a Worschl, pfeif a Dorischl,
Wenn i es kann.

Und wenn i no dürft was frag'n:
Was soll i denn morgen hertrag'n?
Heut hab i nig, als nur a Kitz (Ziege)
Rehmt es fein an.
Rehmt's an, i han a Lampl (Kleinchen) dahoan.
Brings ent schoan.



Glocken.

Von Ernst Preczang.

Nun schuf ein helles Reich die Nacht;
 Dicht ließ der Wind die flocken treiben.
 Sieh, Haus um Haus glänzt weiß bedacht
 Und zierlich blüht's an allen Scheiben.
 Die Türen, fenster, eingefast
 Von blanken Zapfen, weißen Säumen,
 Und an den Büschen, an den Bäumen
 Biegt jeden Zweig die weiche Last.

Der Himmel wölbt in weiter Runde
 Sein graues, wolken schweres Zelt;
 Es ist, als ob die stille Stunde
 Andächtig ihren Atem hält.
 Als sei ein Märchen aufgeglommen
 In diesem Land der kalten Not;
 Als sei die alte Erde tot
 Und eine neue wollte kommen.

Ein Ton . . . dumpf bricht er durch die Lüfte . . .
 Dort hinten liegt die arme Stadt,
 Die Stadt der Kerker und der Gräfte
 Will künden, daß sie Weihnacht hat.
 Sie schreit's hinaus in tiefen Tönen;
 Mir klingt's wie banger Schmerzen voll,
 Wie Leid und Zorn, wie Haß und Groll,
 Wie Hungerruf und heiß' res Stöhnen.

Die Schlote ragen schwarz und kahl.
 Wo sie den Schweiß zu Golde pressen,
 Dort glüht es wie ein Wundenmal
 Am Himmel über Turm und Essen.

Dort singt ein frommer Kinderchor
 Das Lied vom Frieden und Veröhnen;
 Mir aber brummt mit ihren Tönen
 Die große Glocke dumpf im Ohr . . .

Sie trieb mich fort ins stille feld.
 Der Wald hat seinen dunklen Rahmen
 Um diesen Hecker hingestellt;
 Tief unten ruht der junge Samen.
 Tief unten, weiß und weich bedeckt,
 Zieht's um ihn her in warmen Säften
 Und schafft, daß er mit starken Kräften
 Den Halm einst in die Sonne reckt.

Hier endlich darf die Brust sich baden!
 Sein grünes Tor tut auf der Wald;
 Ich wandre auf verschneiten Pfaden,
 Von weißer flockenflut umwallt.
 Ein Ton . . . der Schnee stäubt von den Zweigen
 Und durch den Walddrauch blitzt ein Schein . . .
 Ein Glockenklang tönt hell herein;
 Das jauchzt wie flöten und wie Geigen!

Es glänzt und glitzert in den Bäumen
 Von Perlen eine Legion.
 Und in dem Schimmern, in dem Schäumen
 Der helle Glockenjubilaton!
 Das ist, als ob die Banner fliegen
 Rotgolden durch die weiße Pracht,
 Das klingt von einer Weihenacht
 Der Wundenmaltragenden, die siegen . . .

Bergan. Im Wandern flieht die Stunde.
 Der Tag stirbt hin in weißem Glanz;
 Die Dämmerung erfüllt die Runde
 Und wallt um mich im Schleiertanz.
 Schon ist's, als ob die Erde schlief.
 Doch fort und fort aus Wald und Moor
 Zwei Glocken tönen mir im Ohr:
 . . . Die hohe und die tiefe. —



Der Wald im Weihnachtsmum. Ein weicher, flüchtiger Schnee fiel die ganze Nacht. Und blieb liegen. Denn der Boden war ausgefroren und der Schwind hatte tagelang geweht. Nun blüht es weiß auf Weg und Steg. Silbrig leuchtet es von den Dächern und Nesten und bauselig hat es sich um die Breden und Wälder gelegt. Ein schwarzes Band zieht der Wald sein Wasser durch die Schneelandschaft. Ein paar braune Wälder strecken an seinem Rand ihre Köpfe aus der weißen Decke. Drei Mehe sind aus dem Wäldchen Futter suchend bis hierher getret. Dunkel heben sich ihre Körper gegen die helle Fläche ab. Sie haben nichts gefunden: die weißen Kloden haben alles begraben.

In einem kumpfen Wäldchen hängt der Himmel. Schneeflocken streichen um die kalten Kronen. Noch hat es nicht ausgeschüttet. Gar bald wird das Klodenweiß noch höher die Erde zudecken. Dann steht der Wald im Weihnachtsmum und weißberändert werden die feinsten Zweigspitzen der Wälder und Bäume schimmern.

Das Cannenzweiglein. Kalt jagte der Wind durch die Straßen; er jagte den tanzenden weißen Schneeflocken nach, die, sich wild umherkollend, gar nicht schnell genug die Erde erreichen konnten. — Das jörte aber die Menschen nicht, die hin und her hasteten, hier und dort etwas besorgten und dann mit vielen Paketen beladen vergnügt nach Hause zurückkehrten. Durch das Gewühl und Gedränge eilte auch eine Frau aus dem Volke, welche sorglich in einem Umschlagetuch Seimarbeit trug, die sie noch abzuliefern hatte.

Wie würde sich wohl der Junge freuen, wenn er heute Abend auf dem Weihnachtstisch den blauen Sautanzug fand! Dabei dachte sie schmerzlich an ihr eigenes Kind, das krank zu Bett lag, und dem sie nicht einmal die notwendigsten Stärkungsmittel kaufen konnte.

Und nun sollte sie heute bestimmt den Lohn für die Arbeit erhalten! Dann hatte sie doch nicht umsonst, bis die Dämmerung hereinbrach, emsig genäht, um nur fertig zu werden! Die Leute mußten doch einsehen, daß sie das Geld für ihre Kinder so notwendig gebrauchte, um ihnen wenigstens am Weihnachtsvorabend einmal etwas Kräftiges zu essen zu geben.

Flut eilte sie durch das breite Portal eines großen Hauses.

Draußen drängte sich die Menge, lachte und schwatzte vergnügt; sehnsüchtig blickten die Kinder nach den hell erleuchteten Schaufenstern, in denen herrliche Sachen verführerisch und lodend feilstanden.

Eines von ihnen drehte sich jetzt um: „Sieh mal, macht die aber ein Gesicht! Wie acht Tage Regenwetter!“ Ein müßiger, halbwüchsiger Bursche ruft es dem anderen zu. Dabei schaut er auf eine Frau, die müde und ohne Anteil an dem lustigen Treiben dahinschleicht.

Wie ein Traum klangen dieser noch die Worte des Dienstmädchens ins Ohr, das ihr eilig die Arbeit abgenommen hatte und dann den Bescheid brachte, daß die gnädige Frau jetzt absolut keine übrige Zeit habe, es wäre so viel zu tun, sie möchte doch nach dem Fest, so gelegentlich mal, mit herankommen und sich ihr Geld holen. Auf ihren Einwand, daß sie das Geld aber heute haben müsse, war das Mädchen grob geworden: „Die gnädige Frau ist überhaupt ärgerlich gewesen, daß es so lange gedauert hat. Ehe sie nicht gesehen, ob er sitzt, bezahlt sie den Anzug nicht!“

Dann war die Tür zugeschlagen worden. Sie sollte also wiederkommen. — Nach dem Fest! Sie lachte qualvoll, höhnisch. Nach dem Fest!

Aber heute? Sie hatte es unwillkürlich laut gerufen, daß sich die Leute nach ihr umdrehten und ihr nachlachten. Doch das kümmerte sie ebensowenig wie das weihnachtliche Treiben in den Straßen. Ihr einziger Gedanke galt ihren Kindern. Hatte sie nicht ihren kranken Knaben beim Weggehen liebevoll geröstet und versprochen, ihm etwas mitzubringen, wenn er artig schlief oder mit dem Bruder spielte? Da leuchteten seine Augen, er richtete sich im Bett auf, sah stehend die Mutter an und bat: „Ach ja! bringst Du einen Weihnachtsbaum mit? Und wenn es auch nur ein kleiner ist. Bringst Du?“

Sie hatte ihm die wirren Locken aus der Stirn getrieben und ihm lächelnd zugewinkt.

Der Jüngere hatte ihr versprechen müssen, auf den Bruder gut aufzupassen, bis sie wiederkäme. Und nun beflügelte sie ihren Schritt.

Heberall an den Ecken der Straßen standen Weihnachtsbäume zum Verkauf. Majd, als dürfe sie diese nicht sehen, ging sie daran vorüber. Nur schnell vorbeil!

Sie erinnerten die arme Frau an den Herzenswunsch ihres Lieblings.

„Warum kann ich mein Kind nicht erfreuen?“ Ein bitteres Gefühl stieg in ihr hoch. „Warum kann ich ihm nicht den kleinen Wunsch erfüllen, warum nicht?“

Die Frau verschwand in dem Labyrinth eines großen Hauses, stieg die Treppen des Lutzgebäudes hinauf und schloß im vierten Stock die Tür, die zu ihrer Wohnung führte, auf.

Drinnen war alles still. Beide Kinder waren in der Dunkelheit eingeschlafen. Der Kranke in seinem Bette, während sein Bruder auf dem großen Holzstuhl daneben schlummerte, die heiße Hand des anderen fest in der seinen haltend.

Als die Mutter leise hereintrat, machte der Jüngere auf. „Mutter,“ berichtete er halb laut, auf den Krankenweisend, „er ist gleich eingeschlafen, aber er atmet so laut. Er wollte so gern einen kleinen Zweig vom Weihnachtsbaum haben. Hast Du uns nichts mitgebracht?“

Da wandte sie hastig ihr Antlitz ab, um nicht den unschuldig fragenden Augen ihre aufsteigenden Tränen zu zeigen.

Wie sie jetzt alle die frohen, zufriedenen Menschen hastet!

Sie setzte sich an ihres Sohnes Bett und lauschte auf seinen röchelnden Atem. Kein Laut sonst, nur das eintönige Tick-tack der Küchenuhr. Die Minuten rannen. Wie seine Hände glühten! Wie feberheiß die kleine Stirn brannte! Eine wilde Angst rüttelte sie aus ihrer Letargie. Sie küßte dem kranken Kinde die pochenden Schläfen, um ihm ein wenig Linderung zu schaffen und flüchtete ihm die Medizin ein.

Da kam auf einmal der Jüngste, der sich bisher in seiner Ecke ganz still verhalten hatte, näher. „Muttchen,“ bettelte er, „Muttchen, darf ich mal hinuntergehen? Ich komme bald wieder! Ja?“ Und als die Mutter nicht, ging er leise hinaus und schloß behutsam die Tür hinter sich.

Draußen aber konnte man hören, wie er mit großen Sprüngen die Stufen hinuntereilte, um dann auf der Straße mit seinen kleinen Beinen tapfer über den festgefrorenen Schnee zu tapfen.

Wie kalt war es doch! Wichtig — da stand noch ein Tannenbaumverkäufer an der Ecke.

Das kleine tapfere Vubenberg schlug gewaltig, als der Junge an den Mann herantrat, dessen schlank schöne Wälder er sonst nur von fern sehen bewundert hatte. Der hatte so viele!

„Können Sie mir nicht einen Christbaumzweig verkaufen?“ fragte er, den großen Mann mutig anblickend. Da lachte der Verkäufer zuerst laut auf und müsterte dann erlaunt das offene entschlossene Gesicht des Knirpses. — Diesem aber war es bitterer Ernst. Er zog aus seiner Hosentasche eine Kupfermünze und hielt sie dem Händler hin.

„Da, — sehen Sie,“ meinte er, „das will ich Ihnen dafür geben, — denn mehr habe ich nicht!“ erklärte er eifrig. Er sah ihn dabei so treuherzig an, als wäre es gar nicht möglich, daß seine Bitte nicht erfüllt werden könnte.

Der beherzte Junge gefiel dem Manne. „Wozu willst Du denn den Zweig eigentlich haben?“ lautete seine forschende Antwort.

„Ach,“ entgegnete das Kind traurig, „mein Bruder ist krank; der möchte so gern einen Tannenbaumzweig haben. Wenn's auch nur ein kleiner ist. Den will ich ihm schenken, damit er heute etwas hat, womit er sich freuen kann. Ich war auch mal krank, da hat er mir seine Wärmeln zum Spielen gegeben.“ Schon bei den letzten Worten des Kindes war der Händler zur Seite getreten. „Na komm mal her,“ rief er dem kleinen Bittsteller zu, „Du bist ein braver Kerl, da hast Du auch für Deinen Bruder etwas ganz Feines. Steck Dein Geld nur ruhig wieder in die Tasche; das brauche ich nicht. Kauf Dir selber etwas dafür!“

Dann sah er das Kind freudestrahlend davon-eilen. Kaum hatte es sich Zeit genommen zu danken. In der einen Hand schwenkte er triumphierend den geschenkten Zweig.

Toben in der Dachstube warf sich ein kleiner, feberheißer, abgekehrter Körper unruhig im Bette umher.

„Einen Tannenbaum! Muttchen, einen Tannenbaum!“ flüsterte der Mund des Fiebernden. „Weißt Du, einen solchen schön geschmückten, wie in den Märchenbüchern erzählt wird, möchte ich sehen — ach — nur einmal sehen — mit Äpfeln und Nüssen und — vielen bunten Herzen! Kann ich denn keinen haben?“ Schwach und matt klang jetzt die Kinderstimme.

Trocknen Auges starrte die Mutter in die Dunkelheit, als hätte sie die abgerissenen Sätze von den Lippen des Kindes nicht gehört.

Nun ruht er wieder eine Weile scheinbar los in den Äpfeln.

Doch — plötzlich richtet sich das Kind mit seiner ganzen letzten Willenskraft im Bett auf. Die Hände glühen jetzt auf seinen Backen, seine feuchtsüchtigen Kinderaugen durchstrahlt ein wunderbarer Glanz: „Muttchen, liebes Muttchen, — nur dort den großen, schönen Tannenbaum! Die hellen bunten Lichter! Wie das leuchtet — strahlt!“

Dann sinkt sein kleines Haupt müde in die Äpfeln zurück. Um seine Lippen liegt noch ein Lächeln der enträumten Seligkeit.

Jetzt erheben des Mondes mattweiße Strahlen den Mann, durch den jochen der Tod geschritten.

Und da kommt auch schon der Kleine mit seinem Tannenbaumzweiglein facht in die Stube hinein geschlichen. Als er den Kranken still im Bett ruhen sieht, legt er behutsam den grünen Zweig auf die Decke. Dann schaut er sich nach der Mutter um, die immer noch regungslos in sich gesunken, im Kesseln des Lagers sitzt. Er geht auf Lebenswegen zu ihr und streichelt ihre Wangen.

Sie scheint ihn nicht zu bemerken. Nun flüstert er auf ihren Schoß. „Schau, Mutter! Er schaut nun doch so ganz ruhig, so sanft; ich will ihn nicht stören. Einen grünen Tannenbaumzweig habe ich mitgebracht, da, sieh nur!“ Sein Stimmchen klingt wichtig. „Wenn er aufwacht, wird er sich doch freuen, meinst Du nicht auch, Muttchen?“

Da fährt die Frau auf und preßt stumm ihren einzigen Sohn an sich. Und heiße Tränen fließen über ihre Wangen, die seine kindlichen Hände küßten. —
Margarete Liepmann.

Ein eigentümliches Genußmittel von berauschender Wirkung, das bei den in Sibirien wohnenden Volksstämmen der Korjaken hoch geschätzt wird, ist der getrocknete Fliegenpilz. Von den Wirkungen, die dieser äußerst giftige Pilz hervorbringt, berichtet Maydell folgendes: „Der Pilz wird nicht im frischen Zustande gegessen, in dem er giftig wirken soll, sondern stets in den Rauch gehängt, bis er etwas schrumpft und ganz trocken wird, so daß man ihn gut aufbewahren kann. Er soll nur unter Wurzeln vorkommen, ist also an einzelne Orte gebunden, von denen wir besonders Konjinskofe und Markowo genannt wurden. Der Korjake genießt ihn, indem er den trockenen Pilz kaut und mit Mücke von Wasser, das er dazu trinkt, auch hinunter schluckt. Nach einiger Zeit wird er höchst ausgeräumt, unterhält sich mit Personen, die gar nicht anwesend sind, die er aber sieht, erzählt ihnen höchst befriedigt, welche großen Reichthümer er besäße usw. Auch kam er von den Anwesenden gefragt werden und antwortet ihnen mitunter ganz vernünftig, aber immer mit Bezug auf das ihm im Kaufsch als Wirklichkeit Erscheinende. Er kann sich während der Dauer des Kaufsches sehr wohl von Ort zu Ort begeben, ohne zu schwanken; nur scheint der Schwamm auf seine Sehnen die eigentümliche Wirkung zu haben, daß ihm alles in sehr vergrößertem Maße erscheint. Daher ist es ein stehender Witz unter den Leuten, einen solchen Trunkenen zum Gehen zu veranlassen und ihm dann irgendein kleines Hindernis, einen Stock z. B. in den Weg zu legen. Er bleibt sofort stehen, müstert das Stöckchen mit prüfendem Blick und springt schließlich mit gewaltigen Sätzen darüber hinweg. Eine andere Wirkung des Schwammes soll die sein, daß sich die Pupille stark vergrößert und dann wieder stark zusammenzieht, was sich mehrere Male wiederholt. Geht der Kaufsch vorüber, so verspürt der betrunken Gewesene durchaus kein körperliches Unbehagen, sondern bedauert nur, daß die schönen Gesichte der rauhen Wirklichkeit gewichen seien. teilt auch auf Befragen mit, daß er sich in höchst angenehmer Gesellschaft befunden habe. Bisher von schönen Herden gewesen sei und dergleichen mehr. Jedensfalls scheint sich die Wirkung des Schwammes von der des Opiums dadurch zu unterscheiden, daß die Gesichte niemals einen gewissen Charakter haben, daß hingegen nur das Gefühl eines großen Wohlbehagens in Verbindung mit äußerlich sehr glücklicher und befriedigender Lage und Wohlstand erzeugt wird. Schlimme Folgen des Genußes, eine zerrüttete Gesundheit, abnehmende Geisteskräfte sind bisher nicht wahrgenommen worden, was seinen Grund wohl in dem Umstande haben dürfte, daß die Korjaken im allgemeinen sehr selten ihrer Liebhaberei fröhnen können, da der Schwamm nicht häufig gefunden wird, und auch dann nur in geringen Quantitäten.“ —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Die Neue Welt.



Illustrierte Beilage

für

Wissenschaft, Belehrung und Unterhaltung.

Jahrgang 1907.

Hamburg 1907.

Verlag der Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Huer & Co.